

Der Übersetzer



Nr. 10

4. Jahrgang

Diskussionsbeiträge und Informationen

Herausgegeben vom Verband Deutscher Übersetzer
literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V.

Stuttgart, den 13. Oktober 1967

Carl Werckshagen:

Probleme der Bühnenübersetzung

Die bewegten Klagen um die „Überfremdung“ der deutschen Bühnenspielpläne, die noch vor wenigen Jahren bei Gesprächen über die deutsche Theatersituation landauf und landab zu vernehmen waren, sind abgeklungen, seitdem eine respektable Reihe deutschsprachiger Autoren ihren angemessenen Platz auf den Spielplänen wie auch im Bewußtsein des interessierten Publikums gefunden hat. Gleichwohl ist die Zahl der auf deutschen Bühnen gespielten ausländischen Werke noch immer beträchtlich und rechtfertigt gewiß eine Untersuchung, ob diese Werke gemeinhin in Übersetzungen gespielt werden, die als sprachlich einwandfrei gelten können.

Es gibt keine endgültigen Lösungen

Eine allgemeine und einmütige Anerkennung einer individuellen geistigen Schöpfung — und als solche hat wohl auch eine literarisch belangvolle Übersetzung zu gelten — gibt es erfahrungsgemäß nur in wenigen Ausnahmefällen, da sowohl der Urheber wie der kritische Beurteiler einer solchen Schöpfung an subjektive Wertsetzungen gebunden sind. Ja, die Heftigkeit des Widerspruchs, den etwa eine neue Shakespeare-Übersetzung auslöst, kann durchaus symptomatisch dafür sein, daß es sich bei einem solchen Unterfangen um eine vom gewohnten, konventionellen Sprachbild abweichende, geistig selbständige, zukunftssträchtige Leistung handelt. Aber das leidenschaftliche Für und Wider, das das Erscheinen einer neuen Klassiker-Übersetzung vielfach begleitet, läßt doch wohl die Prämisse unangefochten, daß es endgültige Lösungen im sprachlichen Lebensbereich nicht geben kann und daß es jeder Zeit aufgegeben ist, ihr eigenes Bild der antiken griechischen Tragödie oder des englischen Renaissancedramas auch in sprachlicher Gestalt neu darzustellen. Selbstverständlich bleibt es dann dem sachkundigen Beurteiler unbenommen, genau zu prüfen, ob etwa eine neue Klassikerübertragung den aktuellen Stand der wissenschaftlichen Quellenforschung und Textkritik berücksichtigt hat oder nicht und ob die eigene Sprachmächtigkeit des Übersetzers ausreicht, das inspirierte, von Jahrhunderten und Jahrtausenden nicht ausgelöschte ursprüngliche Dichterwort glaubwürdig wiederzugeben.

Die Übersetzung zeitgenössischer Literatur

Aber wenn heute vom Problem der Übersetzung gesprochen wird, hat man wohl weniger das weite Feld der Klassikerübersetzungen als die Übersetzungen zeitgenössischer Bühnenliteratur im Sinn. Man erkennt an, daß es vielleicht zehn oder zwölf namhafte deutsche Übersetzer gibt, denen Leistungen hohen literarischen Ranges zu danken sind, aber man beklagt die Unzulänglichkeiten, die auf der Alltagsebene der Bühnenübersetzung in Erscheinung treten, und meint, solche Unzulänglichkeiten vielfach aus sozialen Bedingungen erklären zu können.

Der Verfasser dieser Zeilen, der sich dem schlichten Fußvolk der deutschen Bühnenübersetzer zurechnet, mag befangen erscheinen, wenn er sich zu diesen Fragen, die ihn persönlich angehen, äußert. Aber er glaubt doch, über die nötige Sachkenntnis zu verfügen, um einer allzu negativen Beurteilung der tatsächlich gege-

benen Situation mit stichhaltigen Argumenten begegnen zu können. Er will nicht in Abrede stellen, daß ihm wie manchem seiner Kollegen bei der Übersetzungsarbeit bisweilen Fehler, Irrtümer, Mißdeutungen unterlaufen, und er bleibt bemüht, sein handwerkliches Rüstzeug, die elementare Sprachkenntnis wie das stilistische Unterscheidungsvermögen, ständig zu kontrollieren und zu verbessern. Er wehrt sich aber gegen die Vorstellung, daß das Unzulängliche, wenn nicht gar Unzumutbare geradezu als die Regel im praktischen Bereich der deutschen Bühnenübersetzung anzusprechen sei.

Das vermeintliche Elend im Bühnenübersetzungswesen wird auf soziale Mißstände, nicht zuletzt auf eine unzureichende Bezahlung der Übersetzungsarbeit zurückgeführt. Man spricht davon, daß der Druck von Angebot und Nachfrage einer allzu großen Zahl nicht qualifizierter Kräfte den Zugang zum Markt des Übersetzens öffne, und daß schlechte Bezahlung den Übersetzer dazu verführe, eine flüchtige, überhastete und fehlerhafte Arbeit zu leisten, um durch eine Steigerung seiner Arbeitsquantität auf ein erträgliches Einnahmeminimum zu kommen. Man vermißt eine ausreichend gesicherte Sozialordnung im Übersetzerwesen wie auch eine vernünftige Regelung der Verhältnisse zwischen den Übersetzern und ihren Autoren, Verlegern, Lektoren, Dramaturgen und Regisseuren. Man beklagt schließlich das vorherrschende Vergütungssystem, das für den Übersetzer von Bühnenwerken statt eines festen Pauschalhonorars eine prozentuale Beteiligung an den Aufführungstantiemen vorsieht.

Um mit dem letzten zu beginnen, so wird eine materielle Besserstellung der Bühnenübersetzer gewiß zu wünschen sein, und es ist zu begrüßen, daß der Verband deutscher Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke durch einen mit den Bühnenverlegern zu vereinbarenden Mustervertrag eine angemessene wirtschaftliche Grundlage für die Übersetzerarbeit zu schaffen sucht. Aber ebensowenig wie der dramatische Autor sollte doch wohl dessen Übersetzer beanspruchen, daß ihm das mit jedem künstlerischen Schaffen zwangsläufig verbundene Erfolgsrisiko gänzlich abgenommen, d. h. das Prinzip der Tantiembeteiligung durch die Festlegung eines Pauschalhonorars ersetzt wird, zumal dadurch auch seine Erfolgchance eine erhebliche Beeinträchtigung erfahren könnte. Auf Grund der Tantiembeteiligung sitzt der Bühnenübersetzer in materieller Hinsicht mit seinem Autor und seinem Verleger in einem Boot und wird von manchem Romanübersetzer, dessen Arbeit mit einem Pauschalhonorar abgegolten wird, um diese Regelung beneidet.

Erfolgsbeteiligung ist richtig

Die Erfolgsbeteiligung des Bühnenübersetzers läßt es aber auch als kurzsichtige Fehlspekulation erscheinen, durch schnellere und damit fast zwangsläufig schlechtere Übersetzungsarbeit zu besseren Einnahmen zu gelangen. Und sollte ein unerfahrener Übersetzer sich tatsächlich einer solchen Fehlspekulation hingeben, so dürfte er von Verlegern, Lektoren und Dramaturgen bald auf die Aussichtslosigkeit seines Bemühens hingewiesen werden.

Denn die Kritik an der Bühnenübersetzung findet ja nicht erst in Verbindung mit der jeweiligen Premierenkritik der Tagespresse statt, sie setzt vielmehr schon bei der Prüfung durch den Bühnenverleger, den Verlags-

lektor und den Theaterdramaturgen ein. Im Gegenteil: Die durch die Zahl der deutschsprachigen Bühnen bedingte Begrenztheit des Marktes läßt im Wettbewerb das Qualitätsprinzip nicht nur bei der Auswahl ausländischer Bühnenwerke, sondern auch bei ihrer Übersetzung unerlässlich erscheinen, und die „marktbeherrschenden“ großen deutschen Bühnenverlage sind mit allem Nachdruck um die Heranbildung und Förderung eines qualifizierten Übersetzerstammes bemüht.

Da auch die Presse seit geraumer Zeit der kritischen Beurteilung von Bühnenübersetzungen ein erhebliches Interesse zuwendet, ist doch wohl ein fortlaufender Ausleseprozeß gewährleistet, der ein Überhandnehmen flüchtiger und unzulänglicher Übersetzungsarbeiten unterbindet. An den Bühnenübersetzer werden zunehmend höhere Ansprüche gestellt, und das ist gut so. Daß eine nicht nur oberflächliche Kenntnis der Fremdsprache, aus der ein Bühnenwerk ins Deutsche übertragen werden soll, als elementare Voraussetzung der Übersetzerfähigkeit zu gelten hat, dürfte sich von selbst verstehen. Der Übersetzer bedarf zunächst einmal einer ausreichenden handwerklichen Qualifikation, und es tut seiner literarischen Würde keinerlei Abbruch, wenn er sich durch eine Übersetzerprüfung die handwerkliche Eignung für die von ihm angestrebte Tätigkeit bestätigen läßt. Darüber hinaus sollte die kontinuierliche Beschäftigung des Übersetzers mit „seiner“ Fremdsprache — und wäre es nur auf dem Wege der Zeitungslektüre — selbstverständlich sein. Natürlich bedarf der Übersetzer auch einer vertieften Kenntnis seiner Muttersprache, und gutes Deutsch ist durchaus nicht jedem, der schreibt und übersetzt, geläufig.

Forderungen an den Übersetzer

Gewiß ist es mit der philologisch korrekten, wortgetreuen Übersetzung nicht getan. Sie kann ihrer literarischen Vorlage Entscheidendes an Sinngehalten, an sprachlicher Atmosphäre, an Stil und Charakter, im Falle eines Bühnenwerkes obendrein an innerer Spannung schuldig bleiben. Denn der Vorgang des Übersetzens ist ja kein mechanisches Kopieren, vielmehr muß es dem Übersetzer gelingen, mit eigenen sprachlichen Mitteln einer sinngetreuen Entsprechung des Originals zu Gestalt und Leben zu verhelfen. Dies nachschöpferische Vermögen aber ist nur zum geringen Teil erlernbar. Der Übersetzer muß schon soviel Aufgeschlossenheit, Verständnis und Einfühlungsvermögen für die literarisch-poetische Eigenart wie für die dramatische Spannung eines Werkes, soviel sprachliche Phantasie und Gestaltungskraft, soviel literarischen Formsinn und soviel Theaterinstinkt mitbringen, daß er das übersetzte Werk beinahe auch aus eigener Kraft hätte konzipieren können. Vermag er dies, so hat er die vielleicht gefährlichste Anfechtung seines Berufes zu bestehen, nämlich die Verlockung, die innere Bindung an seine Vorlage überhaupt abzustreifen, diese mehr oder minder als eine ihm gegebene Anregung zu betrachten, die es ihm erlaubt, nach Gutdünken und Willkür damit umzugehen, bis aus der Übersetzung eine freie „Bearbeitung“ geworden ist.

Es fehlt nicht an berühmten Vorbildern für ein solches Verfahren, an Ausnahmen, die die gute Übersetzerregel bestätigen, und wenn dadurch ein echter dichterischer Umschmelzungsprozeß ausgelöst wird wie in dem gern zitierten Fall des von Kleist sehr frei nach Molière gestalteten „Amphitryon“, so soll das neu gewonnene Werk als Eigenschöpfung des Nachdichters gewiß begrüßt und gepriesen sein.

Aber in der Alltagspraxis des Übersetzers sollte sich dieser zwar nicht dem wortgetreuen, aber doch wohl dem werkgetreuen Übersetzen verpflichtet fühlen, er sollte es nicht um jeden Preis und gar besser wissen wollen als der Verfasser des Originals und sollte als ein ehrlicher Makler zwischen Autor und Bühnen den Männern des Theaters einen Text in die Hand legen, den sie als authentisch und zuverlässig betrachten können, — auch wenn sie selbst diesen Text dann in eigener Zuständigkeit nach den individuellen Erfordernissen einer Inszenierung umformen mögen. Der Übersetzer selbst aber sollte kein rigoroser Bearbeiter sein, sondern der verständnisvollste, einfühlsamste Interpret des Werkes, das ihm vom Autor zu treuen Händen übergeben worden ist.

Bücher für Übersetzer

Urs Widmer: 1945 oder die „Neue Sprache“; Studien zur Prosa der „Jungen Generation“; Pädagogischer Verlag Schwann, Düsseldorf 1966.

Wird der Mensch krank, geht er zum Arzt. Der Arzt stellt eine Diagnose und verordnet eine Therapie. In den „noch in der Entwicklung befindlichen“ Ländern agiert anstelle des Arztes gelegentlich noch der Medizinmann bzw. der Zauberer.

Erkrankt die Sprache, was geschieht dann? Die Sprache ist ein schwieriger Patient. Weite Bedeutungsbezirke werden heute von nicht-verbalen Sprachen beherrscht (Mathematik, Kybernetik, symbolische Logik). Die verbale Sprache kann nur noch die Oberflächenschicht unserer verschiedenen Erfahrungsbereiche erfassen. „Der Rest, und das ist vermutlich der weit größere Teil, ist Schweigen“, stellt George Steiner fest (*Language and Silence*, Atheneum 1967), der neben Edmund Wilson wohl der bedeutendste Sprach- und Literaturkritiker Amerikas ist. Einer Diagnose ist also nur diese rational erfassbare Oberflächenschicht der (verbalen) Sprache zugänglich.

Eine solche Diagnose der erkrankten Sprache versucht Urs Widmer in seinem oben zitierten Buch zu geben — eigentlich ist es schon nicht mehr eine Diagnose, sondern eine ganze Mayo-Klinik voller Diagnosen, die der Autor vor uns stehen läßt — wenn er die Sprache der „Jungen Generation“ nach 1945 abhört, abtastet und durchleuchtet. Das Buch, dem eine Basler Dissertation zugrunde liegt, ist übersichtlich gegliedert.

Im Abschnitt I (Einführung) legt Widmer die Definitionen fest und befaßt sich mit historischen Vorbemerkungen, mit der Problematik des Schreibens und der weitverbreiteten Sprachskepsis nach 1945 sowie mit den Problemen der Bibliographie. Die Beschränkung auf „deutsche“ Autoren und die Ausklammerung der „deutschsprachigen“ Autoren Österreichs (mit Ausnahme von Ilse Aichinger) und der Schweiz ist zwar bedauerlich, vom Standpunkt einer Dissertation aus aber verständlich.

Abschnitt II behandelt die „kranke Sprache“, und zwar vor allem am Beispiel des „Ruf“, der Zeitschrift der „Jungen Generation“. Nationalsozialistische Relikte im „Ruf“, das bewußte Verwenden eines bestimmten Wortschatzes und das unbewußte Verwenden von nationalsozialistisch gefärbtem Vokabular werden nachgewiesen und ausführlich belegt. Gelegentlich hat man allerdings das Gefühl, daß hier des Guten etwas zuviel getan wird und Wortbildungen hineingezogen werden, die dort nicht hingehören. So z. B., wenn der Autor schreibt: „Tatsächlich sprechen wir nicht mehr vom ‚Blitzkrieg‘. Mit der bezeichneten Sache ist auch das Wort aus der Sprache verschwunden“. Das ist sachlich nicht richtig. Der Begriff „Blitzkrieg“ ist keinesfalls aus der Sprache verschwunden, im Gegenteil, er hat sich nicht nur in unserem eigenen Sprachschatz fest etabliert, sondern sich zusätzlich noch fremde Sprachbereiche erobert, so vor allem den anglo-amerikanischen. Er taucht im Sprachbrockhaus auf (7. Auflage, 1959, S. 94), in Langenscheidts Enzyklopädischem Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache, Teil I Englisch-Deutsch (1. Auflage 1962, S. 153), er steht in Balkenlettern auf dem *Spiegel*-Titelblatt vom 12. Juni 1967 („*Israels Blitzkrieg*“) und findet sich auch im gleichen Zusammenhang in *Time* vom 16. Juni 1967.

Zum „Ruf“ erscheint noch eine kleine Ergänzung notwendig. Der Autor schreibt: „Der ‚Ruf‘ wurde von der amerikanischen Militärregierung verboten (April 1947). Es entstand die Gruppe 47“. Das ist richtig, aber nicht ganz vollständig. Der „Ruf“ erschien wenig später in einem anderen Verlag unter „verändertem Vorzeichen“ (Herausgeber: Walter von Cube) weiter bzw. wieder.

Der Abschnitt III, nach Inhalt und Seitenzahl Hauptabschnitt der gesamten Untersuchung, diagnostiziert die „sprachliche Wirklichkeit“. Sehr gründlich und mit Hilfe einer Fülle von überzeugenden Beispielen werden hier die „Traditionalisten“ getestet, ferner der „populärisierte Expressionismus“ und die „popularisierte Neoromantik“, dann untersucht Widmer eingehend das

Verhältnis der „Jungen Generation“ zur Umgangssprache: die sukzessive Präzisierung, die verblosen Sätze, der Anakoluth und die umgangssprachliche Parataxe sind die Hauptthemen dieses Teils.

Nach einem Exkurs über die Bildhaftigkeit der Sprache nach 1945 (Abschnitt IV, Hauptthema: der Krieg) kommt Widmer zu dem Schluß, zwischen 1945 und 1948 habe die „junge Generation“ tastend nach möglichen Formen des Ausdrucks gesucht, gültige Sprachformen seien aber nur selten erreicht worden. Fazit: der berühmte (oder besser: berüchtigte) „Kahlschlag“ von 1945 hat nicht stattgefunden, das nachdrücklich postulierte „Jahr Null“ hat es nicht gegeben: man kann sich der literarischen und sprachlichen Vergangenheit nicht ganz entziehen. Die Strukturen der sprachlichen Überlieferung sind auch dort wirksam, wo sie programmatisch negiert werden. Das läßt sich aus der Untersuchung Widmers deutlich ablesen. Überzeugend weist er nach, wie in Wolfgang Borcherts bilderreichem Stil die Verwendung der Metapher im Widerspruch zu dem steht, was er selbst theoretisch fordert (*Das ist unser Manifest*). Mit einem „Manifest“ läßt sich eine neue Sprache nicht herbeizwingen und auch eine alte nicht ummünzen. Eine organische — wenn auch durch Einwirkung außersprachlicher Bereiche gesteuerte — Entwicklung über einen längeren Zeitraum ist unumgänglich notwendig. Therapeuten, Mediziner und Zauberer können hier nur Anregungen geben.

Eine Therapie für die kranke Sprache gibt der Autor nicht, sie gehört auch nicht in den Rahmen seiner Untersuchung. Seinem Grundsatz „Diese Arbeit soll feststellen, nicht werten“, (S. 24) bleibt er allerdings nicht konsequent treu. Zwar wertet er nicht direkt, aber die gelegentlich allzu negativ eingefärbten „Implikationen“ treten doch in dieser sehr informativen, mit reichhaltigem und überzeugendem Belegmaterial gestützten Untersuchung — für meine Begriffe — etwas zu stark in den Vordergrund.

Es wäre sicherlich sehr verdienstvoll, Widmers im ganzen vorzügliche Untersuchung (vielleicht als Habilitationsschrift?) auf die „deutschsprachigen“ Autoren der oben zitierten Nachbarländer und möglicherweise auch auf außerdeutsche Sprachlandschaften auszudehnen und dabei auch die nicht-verbalen Sprachen einzubeziehen. Der in Paris geborene Austro-Amerikaner George Steiner (*Language and Silence*, 1967) und sein von ihm geschätzter Kollege, der Kanadier Marshall McLuhan (*Understanding Media*, 1964) haben auf diesem Feld bereits wertvolle und interessante Pionierarbeit geleistet.

Wolfram Wagnmuth

* * *

Bei der Pergamon Press, Headington Hill Hall, Oxford, ist ein sechssprachiges „Dictionary of Chemistry and Chemical Technology“ erschienen. Es ist dies die revidierte Ausgabe eines ursprünglich nur in vier Sprachen erschienenen Lexikons (Englisch, Deutsch, Polnisch, Russisch). In der Neubearbeitung kommen Spanisch und Französisch hinzu.

Das Diktionär enthält Vokabeln aus allen Branchen der theoretischen und angewandten Chemie, der Industriechemie, der chemischen und verwandten Technologie sowie grundlegende wissenschaftliche Ausdrücke, denen man häufig in der chemischen Literatur begegnet. Die Herausgeber sind Z. Sobecka, W. Choinski und P. Majorek. Die Eintragungen erfolgen in englisch-alphabetischer Reihe und sind laufend numeriert. Unmittelbar nach dem Hauptteil folgt ein Index englischer Synonyme für chemische Verbindungen, die der Benutzer konsultieren kann, falls er den gesuchten Ausdruck nicht im Hauptteil findet. Die deutschen, spanischen, französischen, polnischen und russischen Register sind in alphabetischer Reihenfolge geordnet und enthalten numerische Querverweise auf die entsprechenden Wörter in allen sechs Sprachen.

Dictionary of Chemistry and Chemical Technology in Six Languages, Oxford, London, Edinburgh, New York, Toronto, Paris, Frankfurt, Warschau, 1048 Seiten und Register, Preis £ 10 oder zirka DM 112,—.

45 Nachschlagewerke sollen in diesem Jahr in der DDR herauskommen, darunter 30 Neuerscheinungen. Das Bibliographische Institut Leipzig bereitet eine Neuausgabe von „Meyers kleinem Lexikon“ in drei Bänden mit etwa 60 000 Stichwörtern vor. Außerdem will der Verlag erstmals ein Lexikon für Jugendliche unter dem Titel „Meyers Jugendlexikon“ publizieren. Weiterhin wird ein „erstes marxistisches deutsches Kunstlexikon“ angekündigt, das im Seemann-Kunstverlag Leipzig erscheinen soll. Zu den weiteren Neuerscheinungen gehören „Die Wirtschaft“, ein „Ökonomisches Lexikon“, „Das Kind“, „Das kleine politische Wörterbuch“, „Das kybernetische Wörterbuch“, ein „Handbuch der internationalen Organisationen“, „Das ABC der Biologie“ und ein „Kfz-technisches Lexikon“.

American Field Service

Ein Weg zur Verständigung und Freundschaft unter jungen Menschen aus aller Welt.

Bereits seit 19 Jahren bemüht sich der American Field Service erfolgreich darum, das Verständnis für Menschen anderer Länder zu fördern. Annähernd 3400 junge Menschen aus rund 60 Ländern hatten bislang jedes Jahr durch den American Field Service Gelegenheit, eine Zeitlang in einem anderen Land zu leben, Freundschaft zu schließen und nach der Rückkehr in ihre Heimat Freunde und Verständnis für das Gastland zu gewinnen. Junge Menschen, die das Leben in deutschen Familien kennengelernt haben, sind die besten Botschafter des guten Willens für unser Land, die wir uns wünschen können.

Nicht als Touristen, sondern als Mitglied einer Familie, die ihr ganz alltägliches Leben mit ihnen teilt, wollen sie ihren Deutschlandaufenthalt verbringen. Es wäre deshalb erfreulich, wenn sich recht viele Familien bereit fänden, einen jungen Amerikaner einzuladen, und zwar entweder für die Monate Juli/August oder ab September für zehn Monate. Während dieser Zeit sollen die amerikanischen Gastschüler eine Oberschule besuchen. In Frage kommen Familien mit Kindern im Alter von 16 bis 18 Jahren.

Die 16- bis 18jährigen Jungen und Mädchen aus Amerika werden von ihren Heimatschulen sorgfältig ausgewählt. Für Fahrtkosten bis zum deutschen Wohnort, Taschengeld und Betreuung (einschl. evtl. Arztkosten) sorgt der American Field Service. Die Gastfamilie stellt lediglich ihre Gastfreundschaft zur Verfügung, wobei ausdrücklich darauf hingewiesen sei, daß materieller Komfort keine Rolle spielt. Wichtig ist allein der Wunsch, auf ganz privater Ebene zur Völkerverständigung beizutragen und zu helfen, das Bild Deutschlands klarer in das Bewußtsein des Durchschnittsamerikaners zu bringen.

Interessierte Familien werden gebeten, sich beim American Field Service, 2 Hamburg 13, Grindelallee 153, Tel. 45 78 80 oder bei dem Frankfurter Vertreter, Herrn Wolfgang Voegeli, 6 Frankfurt/Main, Rotenburger Str. 14, Tel. 45 24 17 zu melden.

* * *

Ein in der Bundesrepublik einmaliges Schulexperiment wurde am 1. September 1967 am Frankfurter Goethe-Gymnasium begonnen. Danach können die Schüler des Gymnasiums einen sogenannten „zweisprachigen Zug“ wählen. In diesem Schulzweig wird der Unterricht in den Fächern Erdkunde, Geschichte, Sozialkunde, Gemeinschaftskunde und in einem naturwissenschaftlichen Fach nicht mehr in deutscher Sprache, sondern in Englisch geführt. Dieses Experiment ist einmalig in der Bundesrepublik und geht auf das Vorbild der „internationalen Schulen“ in Genf und Luxemburg zurück. Die Schüler des „Zwei-Sprachen-Zuges“ legen ein reguläres Abitur ab, das, wie man anstrebe, auch in Großbritannien und Frankreich anerkannt werden sollte.

Der VDÜ teilt mit:

Aus der Werkstatt unserer Mitglieder

Von Susanna Brenner-Rademacher ist bei Rowohlt, Reinbek b. Hamburg, eine Übertragung aus dem Amerikanischen von Isaac Bashevis Singers Werk „Der Zauberer von Lublin“ erschienen.

Aus dem Tschechischen ins Deutsche übertrug Hans Gaertner, Prag, zwei Bücher, die im Artia-Verlag, Prag, erschienen sind: „Orden und Auszeichnungen“ von Václav Měříčka und „Die naive Kunst in der Tschechoslowakei“ von Arsen Pohribný und Štefan Tkáč.

Drei Einakter von Otto Dijk übersetzte Walter A. Kreye für Gustav Kiepenheuer, Berlin, aus dem Niederländischen.

Aus dem Brasilianischen übersetzte Curt Meyer-Clason „Tod und Leben auf Severinisch“ von Joao Cabral de Melo Neto, eine Funkdichtung und Ko-Produktion des Norddeutschen Rundfunks und des Westdeutschen Rundfunks, Regie Heinz von Cramer; ferner erschien „Stille“, eine Novelle von Antonio di Benedetto (aus dem Italienischen) bei Suhrkamp in Frankfurt in Curt Meyer-Clasons Übertragung.

Hans-Georg Noack hat im Verlauf des Jahres 1967 folgende Arbeiten veröffentlicht: „Einmaleins der Freiheit“ im Signal-Verlag Hans Frevert, Baden-Baden, sowie die Übersetzungen von „Tanker Trap“ von Arthur Catherall unter dem Titel „Die Falle an der Fakir-Bank“ für den Schaffstein-Verlag, Köln, „Dave and his Dog Mulligan“ von Jim Kjelgaard unter dem Titel „Jagd in der Wüste“ für Schneekluth, Darmstadt, „Letters to Karen“ unter dem Titel „Briefe an Karen“ von Charlie W. Shedd für Friedrich Bahn, Konstanz, sowie zwei Bücher von Ivan Southall, „Buschfeuer“ und „Überleben“, die beide im Signal-Verlag, Baden-Baden, erschienen sind. Schließlich hat er noch ein Jugendbuch „Paul Bullerjahn und sein großer blauer Ochse“ von Wallace Wadsworth („Paul Bunyan and his Great Blue Ox“) für den Schmidt-Verlag, Bielefeld, übertragen. Alle Bücher stammen ursprünglich aus dem Englischen oder Amerikanischen.

Eva Schönfeld übersetzte aus dem Englischen „Der rote Schal“ von Wilkie Collins (Goverts, Stuttgart).

In der edition suhrkamp erscheint „Kopf und andere Erzählungen“ von Marek Nowakowski in einer Übertragung aus dem Polnischen von Wolfgang Staemmler; im Insel-Verlag und aus der gleichen Feder erscheint „Hundert Briefe an Delfina“ von Zygmunt Krasinski, eine Auswahl, herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Jan Kott.

Spenden erhielt der Verband in Höhe von DM 20,— (von Ungenannt) und DM 42,— von Ernst Jaffe für den „Übersetzer“.

* * *

Ein Wörterbuch mit Grammatik der etruskischen Sprache soll in der Sowjetunion herauskommen. Verfasser ist laut TASS Professor Alexej Charsekin, Leiter der sprachwissenschaftlichen Abteilung der Pädagogischen Hochschule in Kremenez (Wolhynien). In der Meldung heißt es, Charsekin habe mit den Methoden der vergleichenden Sprachwissenschaft etwa dreißig Inschriften auf etruskischen Gerätschaften entziffert.

* * *

Den dreilundsiebzigjährigen Übersetzer, Lyriker und Essayisten Peter Gan hat die Stadt Hamburg mit dem Alexander-Zinn-Preis geehrt.

Unsere Leser schreiben:

Aus Warschau erreichte uns ein Brief von Jerzy Gluski, in dem er u. a. folgendes schreibt: „Ich übersetze manches aus fremden Sprachen ins Polnische... und zuweilen aus dem Polnischen und Russischen ins Deutsche. Außerdem befasse ich mich seit Jahren mit der vergleichenden Parömiographie (Sprichwörterlehre), und es gelang mir, eine beträchtliche Anzahl von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten in acht Sprachen zu sammeln...“

Im Anschluß an unseren in Nr. 8, August 1967 erschienenen Artikel von Katharina Reiß, „Die Übertragung von Wortspielen“, wird der „Übersetzer“ einige der von Jerzy Gluski gesammelten fünfsprachigen (Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch) Sprichwörter zitieren. Ehe wir eine „fünfsprachige Sprichwörterecke“, wie sie unser polnischer Kollege vorschlägt, einrichten, möchten wir diesen Sprachversuchsballon loslassen und sehen, wer ihn auffängt bzw. wer andere steigen lassen will. Die ersten Beispiele erscheinen in der kommenden Nummer. (Die Redaktion)

Willem Frederik Hermans (geb. 1921)

Straatoneel

Te steil die brug'. De voerlui slaan het paard met ijzren buizen galmend op de rug.
De moeder ijlt haar dochter na op straat,
Een mes valt als een noodkreet uit een raam.
Te steil die brug. Van olie glanst het asfalt
Ein bloed onspoelt het dode paard dat valt.
Het mes staat siddrend in een dorre boom.
Er klinken schoten ergenes onder mij.
Er rijdt een priester op een fiets voorbij.
Aan't kruispunt weet hij verder niet te gaan.
(Twijfel is een rood licht waarvoor hij remt)
Hij blijft met uitgestrekte armen staan.
Zodat van ver, hij op de Heiland lijkt
En dichterbij, op een verkeersagent.

Straßenszene

aus: Hypnodrome. Den Haag 1947, Verlag: A. A. M. Stols
Zu steil die Brücke! Mancher Fuhrmann schlägt dem Gaul den Eisenprügel klatschend übers Kreuz.
Die Mutter hastet ihrer Tochter nach.
Durchs Fenster fällt ein Messer wie ein Schrei.
Zu steil die Brücke! Ölig glänzt der Asphalt,
Und Blut umspült das tote Pferd, das stürzt.
Das Messer schwingt im dürren Baumstamm nach.
Es knallen Schüsse irgendwo ganz nah.
Ein Priester fährt auf seinem Rad vorbei.
Er kommt zur Kreuzung, doch sie hält ihn fest.
(Zweifel ist ein rotes Licht, vor dem er bremst.)
Er bleibt mit ausgestreckten Armen stehen,
So daß von fern er fast dem Heiland gleicht
Und aus der Nähe dem Verkehrsschutzmann.

Deutsche Fassung: Hans Th. Asbeck

Export Translators Ltd., 52 Maldon Road, London W. 3 suchen einen jungen technischen Übersetzer, Englisch-Deutsch, im Angestelltenverhältnis. Sie offerieren gute Berufsaussichten und besorgen die nötige englische Arbeitserlaubnis. Nur wirklich qualifizierte Übersetzer sollten sich bewerben.

DER ÜBERSETZER erscheint monatlich. Einzelpreis 50 Pf zuzüglich Versandkosten. Herausgeber: Verband Deutscher Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. (VDÜ), Präsident Helmut M. Braem, 7 Stuttgart-Bad Cannstatt 1, Im Gelger 53. — Redaktion: Eva Bornemann, 6 Frankfurt/Main, Max-Bock-Straße 27, Telefon 52 13 15. Postscheckkonto für die Zeitschrift DER ÜBERSETZER: Stuttgart Nr. 932 68. Konten des VDÜ: Postscheckkonto Hamburg Nr. 64 47, Dresdner Bank, Stuttgart, Nr. 480 660. — Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe gestattet. — Druck: Mittelbayerische Druckerei- und Verlags-Gesellschaft mbH, 84 Regensburg.